

# Predigten an der Schlosskirche Lutherstadt Wittenberg

**9. August 2015**

**10. Sonntag nach Trinitatis**



**Predigt:**

**Dr. Hanna Kasparick**

(Direktorin des Evangelischen Predigerseminars  
Lutherstadt Wittenberg)

**Predigtmanuskript – es gilt das gesprochene Wort!**

Foto: WIKIMEDIA COMMONS / SKOMP48968

Der Sommer umgibt uns, heute zum Glück etwas kühler. Die Bäume stehen voller Laub. Die Gärten blühen und ich nicht nur die Kinder freuen sich an Melonen, Kirschen und Eis. Der Urlaub hat neue Kräfte wachsen lassen oder er steht noch bevor und winkt mit der Aussicht einmal mehr anders zu leben als sonst.

Ein Tag wie gemacht goldene Hochzeit zu feiern für Sie, liebes Ehepaar Schulze, ein strahlender Tag. Sie blicken dankbar zurück auf 50 gemeinsame Jahre. Wir freuen uns mit ihnen und wollen nachher gemeinsam mit ihnen um Gottes Segen für ihren weiteren gemeinsamen Weg bitten.

Geh aus mein Herz und suche Freud... wäre das nicht ein angemessenes Thema für diesen Sonntag?

Statt dessen Verstörung. Dieser 10. Sonntag nach dem Trinitatisfest hat ein Thema, das uns als Christen zu-  
recht beschämt und mit gesenktem Kopf dastehen lässt.

Es geht um das Verhältnis zwischen Christen und dem jüdischen Volk,  
ganz überwiegend eine dunkle Geschichte,  
eine Geschichte voller Unrecht,  
voller Gewalt, mit wenigen Lichtblicken.

Eine Geschichte, in der in den letzten Jahrzehnten hoffentlich ein Umdenken eingesetzt hat, das von Dauer ist. – Auch wenn ich da so meine Zweifel habe, angesichts der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit und der rassistischen Gedanken, die sich mitten unter uns in unserer Gesellschaft breit machen.

Nun könnte manche sagen: „Das Thema hätte doch einen besseren Ort im November, oder meinetwegen im Januar, zum Holocaust-Gedenktag“. Warum denn dieses Thema jetzt, wo das Herz und das Gefühl ganz andere Dinge bewegen? Warum Verstörung?

Doch die beginnt ja schon im Neuen Testament,  
hier im Johannes-Evangelium,  
aus dem unser Predigttext genommen ist.  
Im Gespräch mit der fremden Frau am Brunnen,  
die eben keine Jüdin ist,  
die anders glaubt als Jesus.

In diesem Gespräch mit der fremden Frau, sagt Jesus klar und eindeutig:  
Das Heil kommt von den Juden.  
Das Heil der Welt nimmt seinen Ausgang im jüdischen Volk.  
Es gibt einen heilsgeschichtlichen Vorrang dieses Volkes, der sich Gottes Handeln, seiner Erwählung verdankt.

Doch schon einige Kapitel später fällt dann gegenüber jüdischen Gesprächspartnern der Satz:  
Der Teufel ist euer Vater!  
Ein schrecklicher Satz.  
Ein Satz, in dem sich ein erbitterter Konflikt spiegelt - ein harter Geschwisterkonflikt,  
zwischen denen, die sich im 1. Jahrhundert als Christengemeinden sammelten und ihrer jüdischen Umwelt.  
Leider hat dieser Satz in der Geschichte viel stärker gewirkt als der erste.

Juden waren Gottesmörder, so das klassische, verhängnisvolle christliche Urteil – als wenn es nicht Pilatus gewesen wäre und die römische Besatzungsmacht, die das Todesurteil verhängt hatten. Juden vergifteten Brunnen. Schänden Hostien. Treiben Wucher.

Und für uns in Wittenberg ist das wahrhaftig kein Randthema. Schon gar nicht in der Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum 2017. Die Haltung des alten Martin Luther gegenüber Menschen jüdischen Glaubens stellt eine schwere Hypothek für uns Evangelische dar. Und wir werden immer wieder gefragt: Wie haltet ihr es denn damit? Wie stellt ihr euch zu den dunklen Seiten der Reformation? Und so ist es gut, dass der Wissenschaftliche Beirat für das Reformationsjubiläum in diesem Frühjahr eine Orientierungshilfe zum Thema „Die Reformation und die Juden“ veröffentlicht hat. Wenn sie mögen, können Sie diese am Ausgang mitnehmen.

Für Luther ist das Verhältnis zum Judentum eben kein Randthema, wie man manchmal hören kann. Im Abstand von 20 Jahren hat Luther sich in mehreren Schriften mit dem Verhältnis von Juden und Christen beschäftigt. Und dazwischen gibt es immer wieder auch Äußerungen in den Tischreden. Persönlich - das ist denke ich wichtig zu wissen - hat Luther allerdings kaum Kontakt zu Menschen jüdischen Glaubens gehabt.

Dennoch lässt das Thema ihn nicht kalt, denn es geht in dieser Frage um sein Herzensanliegen, das Verständnis der Schrift, das Verständnis des Alten Testaments. Umso stärker irritieren hier seine Äußerungen,

die sich von großer Offenheit zu schrecklicher Ablehnung bewegen. Die späten Schriften Luthers gegen die Juden, vor allem die „Von den Juden und ihren Lügen“ nennt der Kirchengeschichtler Thomas Kaufmann böse Schriften. Und damit hat er Recht. Man will eigentlich gar nicht glauben, dass Luther so etwas geschrieben hat: Man solle die Bücher der Juden und ihre Talmudim verbrennen, die Synagogen und Häuser zerstören, sie zur Zwangsarbeit verpflichten, schließlich des Landes verweisen.

Zunächst sah es allerdings anders aus. Im Jahr 1523 veröffentlichte Martin Luther seine Schrift „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“.

Die war revolutionär.

In dieser Schrift bricht er mit allen Klischees der mittelalterlichen Judenfeindschaft.

Man soll die Juden nicht mehr ausgrenzen.

Im Gegenteil, man soll ihnen freundlich begegnen, man soll ihnen endlich ein freies Berufs- und Lebensrecht gewähren.

Denn so wie Christen mit ihren jüdischen Mitbewohnern umgehen, ist sträflich und unwürdig: Wir Christen sind, so schreibt Luther, „dennoch Heiden, und die Juden von dem Geblüt Christi: wir sind Schwäger und Fremdlinge; sie sind Blutfreund, Vettern und Brüder unsers Herrn. Darumb wenn man sich des Bluts und Fleischs rühmen sollt, so gehören je die Juden Christo näher zu, denn wir...“. Das Heil kommt von den Juden. Und Luther geht sogar noch weiter, indem er sich in ihre Lage versetzt: „... wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und wüsten Kerle den Christenglauben regieren und lehren gesehen, wäre ich eher ein Sau geworden als ein Christ.“

Zwanzig Jahre später ist von dieser Haltung nichts mehr zu spüren. Ohne Zweifel:

Luther war enttäuscht, dass auch durch die Reformation sich so wenige Juden zum Christentum bekehrt hatten.

Vor allem aber, konnte sich jetzt, 20 Jahre nach dem reformatorischen Aufbruch, nicht mehr vorstellen, dass in ein und demselben Territorium Menschen unterschiedlichen Glaubens miteinander leben. Das konnte nur Verwirrung stiften.

Für ihn war jetzt nur noch ein religiös geschlossenes Gemeinwesen denkbar.

Das musste rechtgläubig-christlich sein.

Und doch: Er hätte es auch am Ende seines Lebens besser wissen können. Er blieb am Ende seines Lebens unter seinen theologischen Möglichkeiten. Und an dieser Stelle sagen wir als Evangelische heute deutlich „Nein!“ zu Luther.

Martin Luther hat keine Rassetheorie. Insofern war er kein Antisemit. Aber er nimmt die Vorurteile und die üble Nachrede seiner Zeitgenossen bereitwillig auf, die er 1523 noch zurückgewiesen hatte. Damit hat er dazu beigetragen, dass noch Jahrhunderte später sozusagen die

Warnsysteme der Nächstenliebe außer Kraft gesetzt werden konnten,

Warnsysteme, die sofort hätten melden müssen:

Halt!

Hass und Verachtung gegen andere sind unter gar keinen Umständen mit der Botschaft Jesu vereinbar.

Aufgrund dieser Spätschriften konnten der Antisemitismus des 19. Jahrhunderts und die Nationalsozialisten und mit ihnen eben auch Theologen, Christen und Kirchen im Dritten Reich Luther zum Kronzeugen ihrer Menschenverachtung machen.

An die erste Lutherschrift von 1523 haben in den Zeiten des Nationalsozialismus nur wenige Christen, unter ihnen Dietrich Bonhoeffer erinnert.

Doch wir sollen es tun, wir müssen es tun. Nicht weil wir wie Luther davon ausgehen, so Menschen jüdischen Glaubens zum Christentum zu bekehren. Die Frage, wie es mit Israel weitergeht, lässt schon Paulus im Römerbrief offen, besser: Er vertraut diese Frage Gott an. Doch wir sind es Christus schuldig, unserem Bruder, dem Juden Jesus. Denn - und da sind wir wieder bei unserem Predigttext -: Niemand kann Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, der das gegen andere tut, zuerst gegen Gottes Augapfel, das Volk Israel.

Das heißt nicht, dass jede Kritik am Staat Israel verboten wäre. Wir müssen ehrlich miteinander umgehen können! Gerade unsere deutsche Geschichte zeigt uns ja, wohin wir geraten können, wenn wir über andere reden, statt mit ihnen. Und sie führt uns vor Augen, wohin Hasspredigt führt:

Schauen wir noch einmal in unseren Predigttext: Es ist eindrücklich wie Jesus in unserer Geschichte mit der fremden Frau umgeht,

wie er der Frau am Brunnen begegnet,

mit deren Volk man als Jude keine Gemeinschaft hat. Schon allein das Gespräch mit einem Samaritaner wäre ungewöhnlich,

mehr noch das Gespräch mit einer Samaritanerin, geschweige denn wie hier auf Augenhöhe.

Es geht in diesem Gespräch um das, was zum Leben wirklich nötig ist, um das Wasser des Lebens und um die Frage, wo Gott zu finden ist, wo man ihn anbeten kann. Nicht der geografisch richtige Ort ist entschei-

dend – , nicht der Berg Garizim der Samaritaner, nicht der Tempelberg in Jerusalem, nicht Berlin oder Moskau oder Washington, entscheidend ist die Haltung, die Art in der man sich Gott zuwendet – und damit auch seinen Mitmenschen, egal welchen Glauben sie haben.

Und diese Haltung, die Jesus eine „im Geist und in der Wahrheit nennt“, die sehen wir hier bei ihm. Eine Haltung voller Respekt und voller Klarheit. Er belehrt die Frau nicht, er macht sie nicht klein. Er setzt sie nicht unter Druck. Aber er erspart ihr auch die schmerzliche Wahrheit über ihr Leben nicht: Fünf Männer hast du gehabt und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Doch er sucht das Gespräch. Er hört ihr zu. Und antwortet dann erst. Das ist hier kein Monolog, in dem einer nur demonstrieren will, dass er Recht hat.

Natürlich: Das Johannes-Evangelium macht uns als Hörenden und Lesenden unmissverständlich klar: In diesem Jesus begegnet uns Gott. Er als Person ist der Tempel Gottes. Ich bin es, der mit dir redet, sagt Jesus zur samaritanischen Frau. Der alttestamentliche Gottesname leuchtet hier auf. Ich bin mit euch. Ich werde für euch da sein. Wo Jesus, der Sohn ist, da ist auch der Vater. Darauf vertraue ich als Christin. Und diese Worte haben auch die Frau am Brunnen damals tief berührt.

Aber die Geschichte bleibt offen. „Da ließ die Frau den Krug stehen“, heißt es, „und ging in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommt und seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe, ob er nicht der Christus sei.“

Kommt und seht, das ist die Einladung, sich selbst ein Bild zu machen. Das ist das Gegenteil von Aburteilen und Vertreiben, von Diskriminieren und Ausgrenzen.

Warum nur hat Luther das vergessen? Weil er sich nicht vorstellen konnte, dass Gott seine eigenen Pläne mit seinem Volk hat?

Und wir? Wo stehen wir? Der heutige Sonntag jedenfalls macht mir Mut, mich offen auf das Zusammenleben mit Menschen einzulassen, die anderes glauben als ich, allen voran unseren jüdischen Geschwistern, aber auch mit denen aus anderen Religionen. Mit Respekt und Klarheit - und mit Neugier, was Gott wohl mit uns vorhat.

Und dieser Sonntag macht mir Mut, mich offen den dunklen Seiten und wunden Punkten der Reformationsgeschichte zu stellen. Sie nicht zu verdrängen oder schön zu reden. Mitten im Sommer, gerade dann, wenn es mir gut geht. Nicht miesepetrig oder sauertöpfisch, sondern weil die tiefe Freude an dem, was Gott mir schenkt, mir Herz und Sinne öffnet.

Und weil eine Verstörungen immer auch eine produktive Seite haben.